Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 11

Artikel: Ein Strauss Sträusse

Autor: Georgi, Stephan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637436

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

weißen Decke, die durch kreuzweise eingehäkelte Streifen aufgeteilt war, dahinter das geschwungene Sofa mit dem gleichen grünen Rips überzogen wie die beiden Polsterstühle, zwischen den Fenstern ein schmaler Spiegel auf einem Tischchen mit geschweiften Beinen, rechts ein nicht unbehäbiger Sekretär aus gelbem Kirschholz; der Raum rechts neben der Tür aber war durch einen blauweißen Kattunvorhang abgespannt, hinter dem das Bett und ein Waschtisch standen.

Genau so wie in der Neckar-Vorstadt! sagte der überraschte Herr Beilharz, der wohl wußte, daß die Uebereinstimmung kein Zufall, sondern der Stil und die Gewohnheit kleiner Leute war, die ihre gute Stube einander absahen. Aber als er zwischen den gerahmten Photographien über dem Sofa, die den Gärtner mit seiner ersten Frau im Brautstaat, die beiden Mädchen und sonstige Verwandte vorstellten, einen schwarz gerahmten Stahlstich sah, die Eroberung der Düppler Schanzen darstellend, verschlug ihm die Sprache.

Lange sah er das vergilbte Blatt mit den Stockflecken an, und die Frau mußte meinen, der Fabrikant weine, so stumm stand er da.

Woher haben Sie das? fragte er endlich fast kleinlaut, und das Theresle sagte: Von ihrem Vater! Die Schwester hatte es geerbt und dahin gehängt. Der Vater sei nämlich, fügte sie hinzu, ein zugewanderter Preuße gewesen, daher seien die auch Protestanten!

Sein Vater sei auch dabei gewesen, und sie hätten den Stich auch gehabt! gab der Herr Beilharz knabenhaft stolz zurück; dann hatte er für Minuten völlig vergessen, wo er sich befand, und fast, wer er war: bis ihn die Gärtnerfrau fragte, ob er nicht Platz nehmen wolle?

Darf ich mich auf das Sofa setzen? fragte er und saß auch schon, wie er zu Hause gesessen hatte, wenn er bei den Eltern auf Besuch war. Und es sollte keine Frage, nur ein Ausruf sein, daß er hinzu fügte: Was haben Sie da für ein schönes Zimmer, Frau Kleff!

Die Frau im schlechten Gewissen ihrer Armut schlug die Augen nieder vor der Frage. Ihre Schwester habe dieses Zimmer immer möbliert an einen Herrn vermietet gehabt! entschuldigte sie.

Ja, und warum vermieten Sie es denn nicht? drängte der Fabrikant in seiner Erregung, daß sie meinte, er spräche so laut vor Zorn.

Es käme doch keiner mehr heraus, weil sie so abgelegen seien!

Sie würden es also vermieten! stellte nunmehr der Herr Beilharz fest und war seit langem mit keiner Feststellung mehr so zufrieden gewesen. Und als sie verwundert über sein aufgeregtes Wesen sagte: Noch so gern, wenn sich jemand Ordentliches fände! Da hatte sich jemand Ordentliches gefunden.

Ich kann Ihnen das alles erst später erklären! sagte der Fabrikant geschäftig, nachdem er sich selber gezwungen hatte, keinen Unsinn zu sagen: Aber ich miete das Zimmer, Frau Kleff! (Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Sträuße.

Von Stephan Georgi.

Wien tanzt.

Das wohlgefällige Lächeln Epikurs sah herab auf das Wien der Vormärzzeit, auf jenes Wien der Fiedler und Liedlsänger, das es in seiner polyphonen Lebensfreude gar so trefflich verstand, jeden Tag zum Sonntag, jeden Sonntag zum Fasching zu erhöhen. Die alte, leichtblütige Küß-die-Hand-Stadt amüsierte sich, und es grenzte schon nahezu ans Unfaßbare, was dieses sinnenfroh und tagergeben um den Stephansturm gescharte Völkchen innerhalb einer einzigen Woche an allem, was zum Vergnügen gehörte, zu konsumieren vermochte. Tausend Quellen lockender Genüsse flossen zusammen zum großen Strom lachlebiger Daseinslust, dessen Mündungskanäle allemal in die — Ballsäle führten. Das war die Hauptsache damals: Bälle und wieder Bälle, Bälle in allen Formen und Abstufungen, Bälle privat und in ungezählten, vollgepfropften Tanzhäusern. Ein ganzes Heer von Kapellmeistern und Walzerschreibern arbeitete sich in Schweiß, um den unersättlichen Tanzhunger Wiens wenigstens zum Teil zu stillen. Wenn aber gar die Riesensäle des Odeon oder Sperl derart überfüllt waren, daß um jeden Quadratmeter Fläche hart gekämpft werden mußte, dann war gewiß etwas ganz besonderes im Gange, dann trugen die grell schreienden Affichen in Riesenlettern das Magnetwort: Johann Strauß persönlich!

Da stand der schwarzhaarige Zauberer, der sich vom kleinen Vorstadtmusiker zur Weltberühmtheit aufgeschwungen hatte, im eleganten Frack, mit peinlichster Sorgfalt gestriegelt, ein kokettes Armbändchen blitzen lassend, und gab seinen Musikern mit dem Bogen den Einsatz. Wenn dann die „Donau-Lieder" oder der „Sorgenbrecher", wenn der Walzer in den vielhundert ewig bewegungslustigen Beinen prikkelte und mit seinem wiegenden Freudefieber Leib und Seele durchweichte, dann wurden die Wiener ihrer irdischen Glückseligkeit teilhaftig, wußten die werbend schleifenden Füße einander nichts weiter zu erzählen als vom lachenden: Heute ist heut'! Wien tanzte seine Lebensweisheit im Dreivierteltakt.

Jung-Wien erwacht.

„Die Platz könnt' man krieg'n mit dem Kragenzeug, dem verflixten!" zeterte wütend der Walzerkönig, und schon flog der steife Halsbeenger, der weniger von Schweiß und Staub als vielmehr infolge der penibeln Behandlung des Haares mit schwarzer Farbmixtur schon wieder fleckig geworden war, in die Ecke. Frau Anna brachte einen neuen. „Der andere hätt' halt schon a noch ausg'reicht für die appretierten Weibsleut'", bemerkte sie; doch dieser Ton war im Laufe prüfungsreicher Zeit schon um vieles resignierter geworden. Strauß war gerade im Begriff, abwehrend aufzuschnaufen, da lauschte er. War das nicht sein „Cäcilienwalzer", der da klang?

„Malefixbub!" Mit drohender Stirnfalte eilte er hinüber.

Im Kreise seiner Geschwister, des Joseph, des Eduard und der Mädchen, stand Johann Strauß-Sohn, hatte die Geige ans Kinn gedrückt und ließ den genau nach Vorschrift gehaltenen Bogen über die Saiten springen, dabei die Attitüden des Vaters geschickt nachahmend.

„Die Geig'n gibst her! Muß i denn allweil immer wieder red'n: Nix wird draus mit dem Musikerwerd'n! I hab ka Gusto, zuz'schaun, wie meine Burschen sich mit der Fiedel umanand hetz'n weg an Brotkrümel. Auf die Schul'n gehst, in an nahrhaften Beruf kommst, sonst nix!"

Mit despotischem Türzuknallen entfernte sich der Vater und zeigte wenig später im Ballsaal sein bezaubernstes, süßgalantes Lächeln.

Wohl fügte sich Johann-Sohn dem starren Befehl und war ein beflissener Schüler des Gymnasiums, allein wenn er zu Hause, während des Vaters Abwesenheit, mit Bruder Joseph vierhändig die Tasten anschlug oder emsig auf der Geige übte, die ihm die Mutter heimlich gab, da war es nicht Trotz, da war es blutwarmes Müssen, wenn er immer wieder die Schranken durchbrach: „Ich werd' doch Musiker und Walzerschreiber wie der Vater!"

Frau Anna Strauß war hellhöriger. Sie hörte die klangreiche Urkraft, die da zum Werden drängte. Das Band ihrer Ehe war locker geworden, nun warf sie ihre ganze

Liebe auf den ältesten Sohn, wachte über sein Wohl und Wachsen.

Und während es im alten Wien unter der Blumendecke der tausend Freuden zu brodeln begann, ging Johann-Sohn heimlich zu einem Musiklehrer.

Radetzky-Marsch.

In einer armselig düsteren Wohnung des winkligsten Wiens, in der Strauß-Vater, getrennt von seiner Familie, lebte, und in die auch Emilie, die kleine schwarze Modistin, kein rechtes Licht hineinbrachte, ereilte ihn die Nachricht, die eines Tages wie ein Lauffeuer durch die Straßen ging: Johann Strauß-Sohn debutierte! Johann Strauß-Sohn gab eine Soiree dansante in Dommayers Casino!

„So mußt's schon kommen!" ergrimmte der Alternde in hartnäckiger Auflehnung, in der wohl auch etwas vom dunklen Farbton uneingestandener Eifersucht hervortrat. Sein Sohn! Da mußt' halt schon was dran sein!

Es war etwas dran. Der Debutant siegte; siegte bald auch über jene geschworenen Anhänger des großen Altvorderen, die dem Sohn anfänglich eine reichliche Portion Skepsis entgegengebracht hatten. Johann Strauß-Sohn schritt; er bezexte die Menge mit neuen, lebensfrischen Walzern, eroberte sich Platz um Platz und war in kurzer Zeit Herrscher über mehrere Kapellen, die die Sensation Wiens ausmachten. Noch mehr: es fügte sich schließlich auch dahin, daß Strauß-Vater in roter Uniform dem Musikkorps des I. Bürgerregiments voranschritt, während Strauß-Sohn in blauer Uniform die Kapelle des II. befehligte. — Mählich nahm der Vater Vernunft an und gab versöhnlich nach.

Um diese Zeit war es, als der allgewaltige Metternich sein stereotypes Lächeln verlor. Jung-Wien drängte zu neuem Leben und baute Barrikaden. Eine andere Zeit war im Werden.

Strauß der Alte war in diesem Geschehen einsam geworden. Er gehörte zum alten Wien, zu jener Zeit, die seine Zeit war; er fand im Denken und Fühlen keine Verbindung mit dem Neuen, das da unaufhaltsam emporstieg, stand hilflos den Veränderungen gegenüber, kopfschüttelnd seinem Sohne, der es in unbegreiflicher Abweichung von aller traditionellen Musikhoheit fertig brachte, den „kauderwelschen und verkneuelten Tonradau" des Herrn Richard Wagner zu propagieren.

Strauß-Vater war alt und zeitkrank geworden. Seine Geige verlor den bestrickenden Ton, sein Walzer die überzeugende Freude. Entwurzelt stand er an den Trümmern des „Odeon", in dessen Riesensälen ihn einst jubelnder Erfolg umrauscht hatte. Sein Wien war versunken. Da ging er hin und schuf dem Vergangenen ein unvergängliches Denkmal, legte die rauschenden Fahnen Alt-Oesterreichs in den — Radetzky-Marsch.

Der König ist tot! Es lebe der König!

Statt Postkutschen fuhren Eisenbahnen. Metternich war in England; Franz Joseph saß auf dem Thron Oesterreichs. Die neue Zeit war. Und die Wiener — feierten ihren freudeseligen Tag wie vor, schwelgten wie vor in Walzern und Kantilenen.

Johann Strauß persönlich! Das alte Zeuberwort. Dieselben schwarzen Glutaugen; nur war an Stelle des Stutzbärtchens, das der Vater trug, der imposante Backenbart getreten.

Johann Strauß trug das vom Vater hinterlassene Erbe in die Höhen der Vollendung: er schuf den unvergleichlichen, künstlerisch verfeinerten und vertieften Walzer, brachte die anschmiegende Innigkeit, die sonnige Feierlichkeit der Lebensfreude in den Dreivierteltakt. Sein Genie hieß Wien; aber seiner Sirenenmusik verfiel nicht nur Oesterreich, dieser Spielmann von Himmelsgnaden versetzte die ganze Welt in Walzerekstase. Bis in die fernsten Bereiche der Kultur glaubte man die „Wellen und Wogen" der „Schönen blauen Donau" rauschen zu hören, erzählten die „G'schichten aus dem Wienerwald" vom „Wiener Blut" bei „Wein, Weib und Gesang", sangen die Geigen die Parole der Kaiserstadt: Freut euch des Lebens!

Die Metropolen der Welt aber begnügten sich nicht allein mit den gedruckten Noten, sie wollten den Walzerkönig, den Herrscher über Millionen Herzen und aber Millionen Füßen persönlich. So packte denn Strauß seine Geige ein und trug die Wunder des Wiener Walzers selbst hinaus; nach Rußland, England, Italien, Frankreich, Amerika ....

Neid und Ungeduld, geheimes Bangen lag während der Abwesenheit des Idols über der Donaustadt. Wird er sich etwa irgendwo festhalten lassen? Gerüchte aus Rußland ließen dies beinahe befürchten.

Aber er kam. Das Band ruhmvoller Auszeichnungen war lang geworden; der Rote Adlerorden und das Ritterkreuz der Ehrenlegion prangten darunter.

Und auf die erwartungsvolle Frage der enthusiastisch jubelnden Wiener: Was hat er mitgebracht aus fremden Ländern? Was hat er uns zu erzählen aus fernen Reichen? klopfte der fesche schwarze Krauskopf mit dem Bogen auf die Geige, und das Orchester setzte ein:

's gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!

Ein Strauß Sträuße.

Zwei Monde umkreisten die Sonne: Joseph und Eduard Strauß.

Wie der Aelteste einst sein Studium verlassen hatte, so ließ nun auch Joseph Lot und Winkeleisen des Bautechnikers im Stich und wandte sich völlig den Melodien zu, die von jeher der Inhalt seiner Mußestunden gewesen waren. Nicht allein im Lichte des großen Bruders stehend, aus Ureigenem, mit seinen feinsinnig verinnerlichten Tonschöpfungen errang er Lorbeeren, und seine „Dorfschwalben", „Sphärenklänge", „Perlen der Liebe" fanden das Entzücken aller musikalischen Gourmets. Josephs Instrument war eine Oktave tiefer gestimmt. Klang aus den Weisen Johannes' der Blumenwind eines warmen Frühlingstages, so war es bei Joseph etwas vom Blätterfallen eines nachdenklich versonnenen Herbsttages.

Dann warf auch Eduard die lateinischen und griechischen Exerzitien in die Ecke und folgte nach eiligem Studium den Brüdern ans Dirigentenpult. Eddi, der verführerische Vorgeiger, der als beliebtester Stellvertreter Johanns das Straußsche Traditionsorchester in Ruhm und Ehre erhielt.

Zu Ausgang der fünfziger Jahre hatte an einem Faschingstage der Wintergarten des Dianabades einen Menschenandrang zu verzeichnen, wie ihn Wien zuvor wohl kaum erlebt hatte. Drei Kapellen spielten zum Tanze auf. Vor jeder stand ein Strauß.

Soffitten.

„Laßt's mich aus mit dem Ansinnen, dem narrischen!" wehrte der k.-k. Hofballmusikdirektor Johann Strauß ab.

Aber weder die witternden Verleger noch die sachkundige Frau Jetty, die Johann von der Bühne in die Ehe geholt hatte, gaben nach. Und wie der also Bedrängte erst einmal mit wägendem Kopfpendeln über die bisher nur für den Schreibtischkasten bestimmten Entwürfe zu Bühnenmusik gebeugt saß, wie erst einmal die Frage ernster Möglichkeit in seinem Hirn Raum gewann, hatte er dem Dämon des Rampenlichts bereits unbewußt den kleinen Finger gereicht.

Nach der Blüte der italienischen Oper herrschte nun in Wien der leichtgeschürzte französische Geist, und Jaques Offenbach war der Souverän, gegen den auch Franz von Suppé vergeblich aufzukommen versuchte.

Johann Strauß schrieb Operetten.

Offenbach kraute seinen Backenbart und rief: „Ei, seht!" als nach der ersten Strauß-Operette „Indigo" nun auch der „Karneval in Rom" erschien. „Ei, seht!" rief ein Teil der Wiener, „das ist Abkehr vom heiligsten Privileg! Verrat am Dreivierteltakt!" „Da hat er's!" hieß es dann, als die „Fledermaus" nach wenig mehr als einem Dutzend Aufführungen am Theater in Wien abgesetzt wurde.

Wie? fragte sich der Komponist, bin ich einen falschen Weg gegangen? in eine Sackgasse geraten? Ist es besser, beizeiten umzukehren?

Da kam auf die zweifelnden Fragen Antwort aus Berlin. Dort war die „Fledermaus" mit einer Begeisterung aufgenommen worden, die dem Stück eine lange Aufführungsserie sicherte. Nun erst wurden die verdutzten Stephanstürmler ihren Fauxpas gewahr. Mit reuiger Eile holten sie das Verschmähte zurück, erkannten jetzt in dieser tänzerisch launigen Musik ihren Abgott und hoben ihn im Triumph auf die Schultern.

Der Weg war frei. Der Vorhang ging hoch.

Koda.

Schöpferisches Genie trieb zur rastlosen Produktivität. An fünfhundert Walzer, Polkas, Märsche und Quadrillen gingen um die Welt. Zu Millionen verluden die Wiener Verleger Straußsche Weisen. Unaufhaltsam der Siegeszug der Operetten, von denen der „Zigeunerbaron" die Reise um die Erde antrat.

Strauß fühlte nichts vom Altern, nichts vom Versiegen des göttlichen Quells. Eine neue Idee saß in ihm; hatte er bereits mit einer Oper aufhorchen lassen, nun sollte es auch ein Ballett sein. Die ersten gefeilten Entwürfe lagen bereit .... da gefiel es einer höheren Macht, dem frohen Spielmann die Geige aus der Hand zu nehmen.

Gegen die schnell fortschreitende Lungenentzündung waren die Aerzte machtlos.

Am 3. Juni 1899 wehten Halbmastfahnen Landestrauer. König Johann von Wien hatte seine liederfrohe Stadt für immer verlassen.

Seinen Ruheplatz fand er zwischen Franz Schubert und Johannes Brahms.

Welt-Wochenschau.

Die Tragödie in Griechenland.

Venizelos hat die Insel Kreta vorderhand als unabhängige Republik ausgerufen, mit dem Ziele, sie später wieder mit dem Mutterlande zu vereinigen, falls der Aufstand glücken sollte. Regierungsflugzeuge bombardieren Kandia mit Flugblättern, die Kasernen jedoch mit Brandbomben, und einige Tage wurde behauptet, Venizelos selbst sei getroffen und suche in Aegypten die Wundärzte auf. Aber eine Rundfunkproklamation des alten Empörers ließ die Griechen wissen, daß er nicht getroffen sei, daß er vielmehr jedem, der in seiner Armee diene, täglich 50 Drachmen Sold auszahle; was sonst noch in seiner Proklamation stand, war ganz dazu angetan, ihn und die Seinen als siegessicher darzustellen.

Mit dem Rundfunk arbeitete aber auch die Regierung. Sie hatte alle Mühe, die zögernde Offensive zu erklären und begründete ihr Zuwarten mit dem schlechten Wetter; man glaubte ihr jedoch nur halb und sagte sich, daß die Aufständischen diese Haltung des Generals Kondylis mitbestimmt haben müssen. Nicht nur sind sie aus den Zeughäusern der Regierung bewaffnet und haben sich andauernd verstärkt; sie scheinen auch die stark kommunistisch beeinflußten Arbeiter der mazedonischen Tabakgebiete für sich zu haben. Dazu kam, daß ein aufständisches Schiff die Eisenbahnlinie an der thessalischen Küste unterbrochen und so für eine gewisse Zeit Nachschub und Verproviantierung der Armee unterbunden. Außerdem weiß man nicht, ob sich die Rebellen nicht auf Bulgarien stützen, die Macht, die den Balkanbund zu sabotieren hofft. Deroutierend wirkte auch das Auftauchen einer revolutionären Gruppe bei Larissa, halbwegs zwischen Athen und Saloniki. Ebenso die Landung von aufständischen Truppen auf Mytilene und andern ägäischen Inseln. Es gab schon Leute, welche behaupteten, die Tage des Regiments Tsaldaris seien so gut wie gezählt.

Am vergangenen Samstag, bei aufgehellter Witterung, warfen die Fluggeschwader unaufhörlich Sprengbomben auf die Stellungen der Insurgenten, und die Artillerie bereitete die Offensive vor, die am heiligen Sonntag früh einsetzen sollte und auch einsetzte. Betrachtet man die Karte, so sieht man, daß das erste Ziel Kondylis' die Stadt Seres am Nordostufer des Struma-Mündungssees sein mußte. Mit der Einnahme dieser Stadt beherrschte er die Struma-Linie und konnte zum Angriff auf Kavalla im Südosten und Drama im Osten ansetzen. Aber es kam zu keinen weitern Kämpfen. Drama und Kavalla ergaben sich. Die Offiziere der Rebellen verließen ihre Mannschaften und flohen nach Bulgarien. Die Flotte verhandelte über die Kapitulation und kehrte, ebenfalls nach Flucht der meisten Offiziere, unter das Kommando der Regierung zurück. Ruhmlos endet die letzte politische Aktion des „Löwen von Kreta".

Immer noch wird gerätselt über die fremden Mächte, die hinter Venizelos stecken könnten. Es fällt den Franzosen auf, daß er sich offensichtlich gut mit Rom versteht. Aber Rom hat sich in Abessinien engagiert. Leute, die gezählt haben, wissen zu berichten, die bisher nach Ostafrika spedierten Truppen umfaßten mehr als hunderttausend Mann. Daß der kriegslustige Fascismus gleichsam nebenbei dem neuen Verbündeten Frankreich Feuer in sein wohlkonstruiertes Balkanbundgebäude legen würde, scheint beinahe unglaubwürdig. Und träfen die Vermutungen

Zu den Vorgängen in Griechenland. Unser Bild zeigt den Platz vor dem Tempel des olympischen Zeus, der in ein Kriegslager verwandelt ist.